

In Form eines Romans schildert der berühmte Wegbereiter des programmierten Lernens, Professor Skinner, die neuesten Erkenntnisse der Verhaltenspsychologie. Die Prinzipien eines auf wissenschaftlichen Erkenntnissen basierenden Lebens werden ähnlich wie bei Huxleys «Schöner neuer Welt» am Beispiel einer utopischen Lebensgemeinschaft mit dem Namen «Futurum II» ausführlich demonstriert. Von der Säuglingspflege bis zur Rationalisierung in den Fabriken schildert Skinner die Voraussetzungen für ein menschenwürdiges Dasein, zeigt die Möglichkeiten der Konfliktbewältigung, die einem Gemeinwesen, ja der ganzen Menschheit erst ein Überleben garantieren.

B. F. Skinner  
Futurum Zwei  
»Walden Two«  
Die Vision einer  
aggressionsfreien  
Gesellschaft

sachbuch  
roro  
roro  
roro

Neuauflage mit einem Kommentar von B. F. Skinner

Die Originalausgabe erschien 1948 bei The Macmillan Company,  
New York, unter dem Titel »Walden Two«  
Aus dem Amerikanischen übertragen von  
Martin Beheim-Schwarzbach  
Umschlagentwurf Werner Nöfer

1.-18. Tausend	November 1972
19.-25. Tausend	März 1973
26.-33. Tausend	Januar 1974
34.-40. Tausend	Februar 1975
41.-48. Tausend	November 1976
49.-53. Tausend	April 1978
54.-60. Tausend	Oktober 1978

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH,  
Reinbek bei Hamburg, November 1972

Copyright © 1970 by Christian Wegner Verlag GmbH, Hamburg  
Copyright © 1972 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Copyright 1948 B. F. Skinner. Copyright renewed.

Copyright © 1976 by B. F. Skinner

Alle deutschen Rechte vorbehalten

Gesamtherstellung Clausen & Bosse, Leck/Schleswig

Printed in Germany

580-ISBN 3 499 16791 3

## »Walden Two« – dreißig Jahre danach

Der Frühsommer 1945, als ich »Walden Two« schrieb, war für die westliche Zivilisation keine schlechte Zeit. Hitler war tot, und mit einem der barbarischsten Regimes, die die Weltgeschichte kennt, ging es zu Ende. Die Depression der dreißiger Jahre war vergessen. Der Kommunismus war keine Bedrohung mehr, denn Rußland war zu einem vertrauenswürdigen Verbündeten geworden. Es sollte noch einen oder zwei Monate dauern, bis Hiroshima die Erprobung einer grauenhaften neuen Waffe hergab. Ein paar Städte litten ein bißchen unter verpesteter Luft, aber im großen ganzen machte sich niemand über die Umwelt Sorgen. Es gab kriegsbedingte Verknappungen, aber die Industrie sollte sich bald wieder der grenzenlosen Produktion zur Erfüllung grenzenloser Bedürfnisse widmen. Die industrielle Revolution, hieß es, hatte die Stimme Thomas Robert Malthus' zum Schweigen gebracht.

Die Mißhelligkeiten, die mich zur Abfassung von »Walden Two« bewogen hatten, waren persönlicher Natur. Ich war Zeuge, wie sich meine Frau und ihre Freundinnen gegen die Haushaltsverpflichtungen wehrten und wie sie zähneknirschend in die Rubrik »Berufsstand« auf Formularen das Wort »Hausfrau« eintrugen. Unsere älteste Tochter hatte eben ihre erste Prüfung bestanden, und das erste Schuljahr eines Kindes bringt einen wie nichts anderes auf das Thema Erziehung. Wir sollten bald von Minnesota wegziehen und nach Indiana gehen, und ich hatte mich dort nach einem Haus umgesehen. Ich hatte mich von einer Gruppe talentierter Mitglieder eines Streichorchesters zu trennen, die meine kümmerlichen Leistungen auf dem Klavier wettmachten, und ich war nicht sicher, ob ich sie je würde ersetzen können. Ich hatte gerade ein fruchtbares Jahr bei einer Guggenheim-Stiftung hinter mir, hatte aber die Leitung eines Departments an der University of Indiana übernommen und würde vielleicht nicht so bald wieder Zeit für Forschung und Lehre haben. Konnte ich nicht irgendwie an Problemen dieser Art arbeiten? Gab es hier keine Möglichkeiten für die Verhaltenswissenschaft?

Es war vielleicht gut, daß das nur kleinere alltägliche Probleme waren, denn zur Inangriffnahme größerer fehlte mir womöglich der Mut. In meinem Buch »Behavior of Organisms«, das ich sieben Jahre zuvor herausgebracht hatte, hatte ich vermieden, meine Resultate

außerhalb eines Laboratoriums anzuwenden. »Soll sich damit herum-schlagen, wer mag«, hatte ich gesagt. Aber natürlich hatte ich dann doch über die Techniken, die die Verhaltenswissenschaft mit sich bringt und über die Differenzen, zu denen sie führen können, Betrachtungen angestellt. Ich hatte das, was sich daraus ergab, ernst genommen, nachdem ich einmal monatlich mit einer Gruppe von Philosophen und Kritikern (darunter Herbert Feigl, Alburey Castell und Robert Penn Warren) zusammengetroffen war und wir dabei die Kontrolle menschlicher Verhaltensweisen als ein zentrales Thema erkannt hatten. Daß all dies zusammen zur Abfassung eines Romanes über eine utopische Siedlung führte, war der Tatsache zu verdanken, daß eine meiner Kolleginnen, Alice F. Tyler, mir ein Exemplar ihres neuen Buches »Freedom's Ferment«, eine Studie über reformatorische Bestrebungen im Amerika des neunzehnten Jahrhunderts, zugestellt hatte. Da ich noch über zwei Monate vor meiner Übersiedlung nach Indiana verfügte, beschloß ich einen Bericht über meine Vorstellung davon zu schreiben, wie eine Gruppe von, sagen wir, eintausend Personen die Probleme ihres Alltagslebens mit Techniken der Verhaltenssteuerung lösen würde.

Zwei Verleger lehnten »Walden Two« ab, und Macmillan übernahm die Veröffentlichung nur unter der Bedingung, daß ich eine Einleitung dazu schriebe. Diese verlegerischen Urteile waren seinerzeit durchaus angemessen. Ein oder zwei Kritiker von Rang nahmen das Buch ernst, jedoch wurde es ein Dutzend Jahre lang vom großen Publikum ignoriert. Dann aber kam der Verkauf in Gang und der alljährliche Absatz stieg mit einer ansehnlichen Kurve an.

Für dieses steigende Interesse gab es, glaube ich, zwei Gründe. Die »Verhaltenstechnik«, die ich so häufig in dem Buch behandelte, war zu jener Zeit nicht mehr als eine wissenschaftliche Utopie. Ich hatte mir vorgestellt, daß eine experimentelle Analyse von Verhaltensweisen auf praktische Probleme angewandt werden könnte; indes-sen hatte ich dafür keine Beweise erbracht. In den fünfziger Jahren aber bahnte sich etwas an, das die Öffentlichkeit als Verhaltensmodifikation kennenlernen sollte. Es hatten Experimente an psychisch gestörten und zurückgebliebenen Personen stattgefunden, die mit Lehrmaschinen und programmierten Instruktionen fortgesetzt wurden; und einige der Arbeitskreise, die diese Experimente durchführten, waren dem Wesen nach Gemeinschaften. In den sechziger Jahren kamen

Anwendungen dieser Ideen in anderen Bereichen, zum Beispiel der Beratung und des Entwurfs anregender Systeme dem, was ich in »Walden Two« beschrieben hatte, noch näher. Eine Technik der Verhaltenssteuerung war nun keine Ausgeburt der Phantasie mehr. Im Gegenteil, sie war für viele Leute schon viel zu sehr Realität.

Es gab indessen, glaube ich, noch einen besseren Grund, warum das Buch mehr und mehr gelesen wurde. Die Welt begann sich Problemen einer gänzlich neuen Größenordnung gegenüberzusehen: der Erschöpfung der Naturschätze, der Umweltverschmutzung, der Über-völkerung und der Möglichkeit einer atomaren Katastrophe – um nur diese vier zu nennen. Physikalische und biologische Techniken könnten da natürlich hilfreich sein. Wir könnten neue Energiequellen schaffen und von den vorhandenen besseren Gebrauch machen. Die Menschheit könnte sich durch vermehrten Getreideanbau ernähren und mehr Getreide als Fleisch essen. Verlässlichere Verhütungsmethoden könnten die Bevölkerungsvermehrung in Schranken halten. Unverwundbare Verteidigungsanlagen könnten einen Atomkrieg unmöglich machen. All dies aber wäre nur möglich, wenn sich die menschlichen Verhaltensweisen änderten – wie, das war ein noch ungelöstes Problem. Wie sollte man denn die Menschen dazu bringen, neue Energiequellen zu benutzen, mehr Getreide als Fleisch zu essen, die Größe ihrer Familien zu begrenzen; wie konnten Kernwaffenbestände dem Zugriff fanatischer »Führer« entzogen werden?

Von Zeit zu Zeit sind Politiker in hohen Positionen gedrängt worden, der Verhaltenswissenschaft mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Vor einigen Jahren hat der National Research Council, das ausführende Organ der National Academy of Science, einen dahingehenden Vorschlag gemacht und darauf hingewiesen, daß sich nützliche »Einblicke in politische Formierungen« entwickelt hätten. Dabei wurde betont, daß die Hauptaufgabe der Verhaltenswissenschaft im Sammeln von Fakten bestünde und daß »Wissen kein Ersatz für Weisheit oder gesunden Menschenverstand beim Treffen von Entscheidungen sei« – dies vermutlich, um Politiker, denen die Anmaßungen der Wissenschaftler mißfielen, zu beschwichtigen. Die Wissenschaft hatte die Fakten zu beschaffen, aber die Entscheidungen würden vom Kongreß oder dem Präsidenten getroffen – mit Weisheit und Verstand.

Es trifft zu, daß die Verhaltenswissenschaft, sobald sie über das Sam-

meln von Fakten hinausgegangen ist, um auf Richtlinien für Aktivitäten zu dringen und dabei Konsequenzen vorauszusagen, sich als nicht allzu hilfreich erwiesen hat. Zum Beispiel stimmen nicht alle Ökonomen der These zu, daß eine Erhöhung oder Verminderung von Steuern oder Änderungen von Zinssätzen den Handel, die Preise oder die Arbeitslosigkeit beeinflussen, und ebensowenig sind Politikwissenschaftler sich über die Folgeerscheinungen in Innen- und Außenpolitik einig. Auf den Gebieten der Anthropologie, der Soziologie, der Psychologie sind die bevorzugten Formulierungen diejenigen, die keine Aktionen diktieren. Die Annahme eines fortschreitenden Wachstums zum Beispiel stellt die Möglichkeit wirkungsvollen Handelns nahezu in Abrede. Angewandte Psychologie ist in der Regel eine Mischung von Wissenschaft und gesundem Menschenverstand, und Freud sah die Therapie als einen eher geringfügigen Beitrag zur Psychoanalyse an.

Von Anfang an war die Anwendung einer experimentellen Analyse des Verhaltens etwas anderes. Sie war in zweifacher Hinsicht mit den Folgeerscheinungen befaßt. Ein Verhalten konnte durch das Ändern seiner Folgeerscheinungen geändert werden – durch das operante Konditionieren; es konnte geändert werden, weil andere Arten von Konsequenzen folgen würden. Psychotische und zurückgebliebene Personen würden ein besseres Leben führen, Zeit und Arbeitskraft von Lehrern und Studenten konnte gespart werden, Wohnungen würden zu angenehmeren sozialen Milieus werden, die Menschen würden ergiebiger arbeiten, wenn sie an ihrer Tätigkeit Freude hätten – und so weiter.

Dieses sind die traditionell von Weisheit und Verstand erwarteten Ergebnisse; aber Frazier, der Wortführer in »Walden Two«, besteht darauf, daß sie innerhalb der Möglichkeiten der Verhaltenswissenschaft liegen, die Weisheit und Verstand mit glücklicheren Resultaten ersetzen kann. Und was sich in den vergangenen 25 Jahren ergeben hat, hat die Glaubwürdigkeit seiner Errungenschaft erhöht – ein Gemeinwesen, worin die wichtigsten Probleme des täglichen Lebens wie auch gewisser wirtschaftlicher und politischer Aspekte gelöst sind.

Fraziers Kritiker werden hier Protest einlegen. Welche Schlüsse dürfen wir aus dem Gedeihen eines Gemeinwesens von eintausend Menschen ziehen? Man versuche, diese Prinzipien auf die City von New York oder meinetwegen auf das Innenministerium anzuwenden, und

sehe, was sich da ergibt. Die Welt ist ein riesenhafter und komplexer Schauplatz. Was für eine kleine Gruppe gilt, ist noch lange nicht das, was einer Nation oder gar der ganzen Welt nottut.

Frazier kann dagegenhalten, daß es sich bei »Walden Two« um ein Pilot-Experiment handelt. Industrien investieren nichts in große Anlagen, ehe sie ein neues Verfahren nicht in kleinerem Maßstab ausprobiert haben. Wollen wir herausfinden, wie Menschen ohne Streit zusammenleben können, wie sie notwendige Güter produzieren können, ohne sich zu überarbeiten, wie sie ihre Kinder mit besseren Ergebnissen aufziehen und unterrichten können, dann soll man mit Einheiten von handlicher Größenordnung beginnen, ehe man sich an die Problemlösung im größeren Maßstab macht.

Aber eine überzeugendere Entgegnung ist die Frage: Was ist eigentlich so wunderbar daran, groß zu sein? Man hat schon oft gesagt, daß die Welt an den Übeln des Großseins leidet, und gerade wir Heutigen haben genügend klinische Beispiele dafür in unseren Großstädten. Viele Städte befinden sich wahrscheinlich schon jenseits der Möglichkeit, gut regiert zu werden, weil in ihnen zu viele Angelegenheiten schlecht laufen. Sollten wir nicht lieber fragen, warum wir überhaupt Städte brauchen? Mit modernen Systemen des Verkehrs und der Nachrichtenverbindung brauchen sich Handel und Geschäft nicht innerhalb einer Fußweg- oder Taxi-Entfernung abzuspielen; und mit wie vielen Leuten muß man nahe zusammenleben, um glücklich zu sein? Menschen, die in die Städte drängen, um Arbeit oder interessantere Lebensumstände zu suchen, gehen wieder zurück, sobald Arbeit und interessantere Lebensumstände dort zu finden sind, wo sie herkommen. Es gibt die Vorstellung, daß dank den modernen Verkehrsmitteln das zukünftige Amerika einfach aus einem Netz kleinerer Städte bestünde. Warum also nicht solcher wie »Walden Two«? Ein paar Großstadtskelette mögen wie die Knochen von Dinosauriern in den Museen als Überbleibsel aus einer verschollenen Phase der Entwicklung unserer Lebensführung übrigbleiben.

Der britische Wirtschaftsexperte E. F. Schumacher hat in seinem bemerkenswerten Buch »Small is beautiful« die Probleme, die sich aus dem Großsein ergeben, behandelt und eine Technologie skizziert, die Systemen von mittlerer Größe angepaßt ist. Viele laufende Projekte, die sich mit neuen Energiequellen und neuen Landwirtschaftsformen befassen, scheinen ideal zu einer Heranbildung kleiner Ge-

meinwesen zu passen. Ein Netz von Kleinsiedlungen wie »Walden Two« würde seine eigenen Probleme haben, aber das Erstaunliche dabei ist, daß es viele der zentralen Probleme, denen die Welt heute gegenübersteht, leichter lösen könnte. Wenngleich ein überschaubares Gemeinwesen die »guten Seiten in der menschlichen Natur« nicht herausschält (Kleinstädte haben diese romantischen Träume nie unterstützt), erleichtert es doch das Bereitstellen von »Möglichkeiten der Verstärkung« entsprechend den Grundsätzen der angewandten Verhaltens-Analyse. Wir brauchen die Praktiken, die sich aus diesen Grundsätzen ergeben, nicht allzu genau zu untersuchen, um diejenigen herauszufinden, die grundlegende Probleme in kleinen Gemeinwesen lösen könnten.

Um Leute dazu zu bringen, daß sie neue Lebensweisen annehmen, die weniger verbrauchsintensiv und daher auch weniger schädlich sind, brauchen wir nicht über Üppigkeit oder Kargheit reden, als ob es sich dabei um eine Opferung handele. Es gibt Möglichkeiten der Verstärkung, bei denen die Menschen weiterhin dem Glück nachjagen (und es gar überholen), während sie weit weniger konsumieren, als sie es jetzt tun. Die experimentelle Untersuchung des Verhaltens hat klar erwiesen, daß es nicht die Quantität der Güter ist, die zählt (wie das Gesetz von Angebot und Nachfrage behauptet), sondern der Zusammenhang zwischen Gütern und Verhaltensweisen. Das ist der Grund, warum es zur Verblüffung der amerikanischen Touristen Menschen auf der Welt gibt, die glücklicher sind als wir, obwohl sie weit weniger besitzen. Inflation wird als das ernsteste Problem unserer Zeit betrachtet: Man führt sie, was nicht unrichtig ist, darauf zurück, daß man mehr ausgibt, als man hat. In einem experimentellen Gemeinwesen können diejenigen Verstärker, die unnötiges Ausgeben fördern, geändert werden. Auch im Hinblick auf die Umweltverschmutzung sind kleine Gemeinwesen am besten imstande, Materialien wieder nutzbar zu machen und verschwenderische Verteilungsmethoden zu unterbinden.

Die Grundlagenforschung hat ferner ergeben, wie wichtig es für jedermann ist – ob alt oder jung, Mann oder Frau –, Güter nicht nur zu empfangen, sondern sich auch an deren Hervorbringung zu beteiligen. Das heißt nicht, daß wir alle wie die Ameisen gemäß dem protestantischen Arbeitsethos schuften sollen. Es gibt viele Wege, Arbeit zu sparen, aber sie dürfen nicht, wie Frazier nachweist, dazu be-

nutzt werden, Arbeitskräfte auszuschalten und der Arbeitslosigkeit damit Vorschub zu leisten. Wir können ohne weiteres einen passablen jährlichen Arbeitslohn für jedermann errechnen, indem wir die Gesamtsumme, die die Amerikaner alljährlich verdienen, durch die Anzahl der Arbeitssuchenden dividieren. Jedoch bedeutet das für viele eine Herabsetzung des Lebensstandards, die wahrscheinlich, wie die Dinge liegen, undurchführbar ist. In einem kleinen Gemeinwesen hingegen würde jedes Mitglied einen Job haben, weil die Arbeit ebenso wie die Entlohnungen unter die Arbeitenden verteilt werden könnten. Und Arbeitsbedingungen mit guten Anreizen – zum Beispiel solche, bei denen die Leute nicht Geld machen, sondern Dinge, die man für Geld kaufen kann – erfordern nicht das, was wir harte Arbeit nennen.

Wenn die Welt auch nur einen Teil ihrer Bodenschätze für die Zukunft aufsparen will, muß sie nicht nur den Verbrauch, sondern auch die Zahl der Verbraucher reduzieren. Es müßte in einem kleinen Gemeinwesen ganz leicht sein, die Geburtenrate zu regulieren. Eltern würden Kinder nicht zur wirtschaftlichen Sicherung nötig haben, die Kinderlosen könnten beliebig viel Zeit mit Kindern verbringen, und das Gemeinwesen würde eine große und auch zärtliche Familie bilden, in der jedermann die Rollen von Eltern und Kindern spielen könnte. Blutsbande hätten dabei nur wenig zu sagen.

Die Menschen behandeln einander eher mit Freundschaft und Zuneigung, wenn sie nicht aus persönlichen oder beruflichen Gründen gegeneinander in Konkurrenz stehen. Aber gute persönliche Beziehungen beruhen auch auf unmittelbaren Merkmalen der Empfehlung oder Beurteilung, die vielleicht von sehr einfachen Regeln und Zeichen bestimmt sind. Die Ausdehnung einer Großstadt ist genau deshalb so irritierend, weil wir so vielen Menschen begegnen, die wir nie wieder zu sehen bekommen und deren Urteile über uns völlig bedeutungslos sind. Das Problem ist bestimmt nicht zu lösen, indem man unsere Beurteilungen der Polizei oder den Gerichten überläßt. Alle, die Methoden der Verhaltensänderung in der Familienberatung oder in Institutionen benutzt haben, wissen, wie man Beziehungen von Angesicht zu Angesicht arrangiert, damit sie zwischenmenschliche Achtung und Zuneigung fördern.

Viele der mit Kriminalität und Verbrechen verbundenen Probleme könnten wir lösen, wenn wir das frühe Milieu von Straffälligen

zu ändern verstünden. Man braucht kein mitleidiges Herz zu haben, um zu betonen, daß heute viele junge Leute durch Elternhaus oder Schule einfach nicht darauf vorbereitet worden sind, ein normales Leben innerhalb der Gesetze zu führen, oder, wenn doch, die Chance zu bekommen, es durch Erlangung eines Arbeitsplatzes auch tatsächlich führen zu können. Kriminelle werden selten dadurch gebessert, daß man sie ins Gefängnis steckt, weshalb Richter oft dazu neigen, ein Urteil zu mildern oder zurückzustellen; verbrecherische Neigungen, die unbestraft bleiben, pflegen sich aber zu verschlimmern. Wir wissen alle, wie leicht sich ein frühes Milieu verbessern läßt, und ein weithin unbeachtet gebliebenes Experiment, von dem Cohen und Filipczak berichten (in: »A New Learning Environment«, San Francisco 1971), hat bewiesen, daß Gelegenheits-Verbrecher rehabilitiert werden können.

Unsere wertvollsten Hilfsquellen sind die Kinder, und sie werden heute auf das Schändlichste vergeudet. In den ersten Lebensjahren können wahre Wunder an ihnen vollbracht werden, aber wir überlassen sie Leuten, deren Fehlgriffe sich von Kindesmißbrauch bis zu übermäßiger Fürsorge und der Verschwendung von Zuneigung bei falschem Verhalten erstrecken. Wir geben kleinen Kindern nur geringe Möglichkeiten, gute Beziehungen zu Gleichaltrigen oder zu Erwachsenen zu entwickeln, namentlich in einem Heim mit nur einem Elternteil. Das alles ändert sich, wenn Kinder von frühester Kindheit an zu Gliedern eines größeren Gemeinwesens werden.

Großstädtische Schulen zeigen, wieviel Schaden die Großorganisation bei der Erziehung anrichten kann. Erziehung aber ist so wichtig, weil von ihr das Überleben einer Kultur abhängt. Wir wissen wie viele erzieherische Probleme sich mit programmiertem Unterricht und dem geschickten Einsatz von Verstärkungsmöglichkeiten lösen lassen, wobei technische Hilfsmittel, Zeit und Kraft von Lehrern und Schülern gespart werden. Kleine Gemeinwesen sind ideale Schauplätze für neue Unterrichtsmethoden, die von Verwaltungsorganen, Politikern und Lehrerorganisationen unabhängig sind.

Trotz unserer Lippenbekenntnisse zur Freiheit tun wir sehr wenig, um die Individualität, das Individuum zu fördern. Wie viele Amerikaner können denn von sich behaupten, sie verrichteten die Arbeit, zu der sie am besten geeignet sind und die ihnen am meisten Freude macht? Welche Möglichkeiten haben sie denn gehabt, sich solche Be-

tätigungsgebiete auszusuchen, die ihren Befähigungen, Interessen und Fertigkeiten entsprechen, die sie sich in früher Jugend angeeignet haben? Frauen, die eben erst zu dem Entschluß imstande sind, nicht Hausfrau zu werden, stoßen nun darauf, wie schwer es ist, in der Jugend den richtigen Beruf zu wählen oder später auf einen anderen überzuwechseln.

Wenn aber schon jemand das Glück hat, das zu tun, was er gern tut – welche Erfolgsmöglichkeiten bestehen dann? Wie leicht oder schwer können Maler, Komponisten, Schriftsteller ihre Arbeiten an die heranbringen, die sie verstehen und schätzen und deren Anteilnahme ihr Verhalten schöpferisch mitgestalten kann? Wer die Rolle kennt, die das Prinzip der Verstärkung spielt, weiß auch, wie man Menschen dazu verhelfen kann, ihre Möglichkeiten am günstigsten zu entwickeln und sich mit dem zu befassen, was ihnen die größte Befriedigung gewährt. Die Bedeutung der Künste, der Musik, der Literatur, der Spiele und anderer Tätigkeiten, die nicht an den praktischen Daseinskampf gebunden sind, für das Überleben ist unbestreitbar – wenn dies auch oft in Zweifel gezogen wird. Eine Kultur muß die Verhaltensweisen derer, die sie tragen, positiv verstärken und muß negative Beeinflussungen vermeiden, die dazu führen, daß ihre Träger sich davon abkehren. Eine Welt, die von Künstlern, Dichtern, Komponisten oder Schauspielern schön und erregend gemacht wird, ist genauso überlebenswert wie eine, die biologische Notwendigkeiten und Bedürfnisse befriedigt.

Die Freizeit wird im modernen Leben kaum sinnvoll genutzt. Wir rühmen uns unserer kurzen Arbeitszeiten und Arbeitswochen, aber was wir mit unserer Freizeit anfangen, ist nichts, worauf wir sonderlich stolz sein dürfen. Die Gesellschaftsschichten, die Muße haben, ergeben sich fast immer dem Alkohol oder dem Glücksspiel, oder sie sehen denen zu, die ein gefährliches und aufreibendes Leben führen, und dabei bilden wir keine Ausnahme. Dank dem Fernsehen führen Millionen von Amerikanern das gefährliche und aufreibende Leben anderer Leute. Mehrere Bundesstaaten haben das Glücksspiel legalisiert und betreiben eigene Lotterien. Alkohol und Rauschgifte werden in steigendem Maße konsumiert. Auf diese Art kann man sein ganzes Leben verbringen und ist am Ende im Wesen völlig unverändert. Was man mit der Freizeit anfängt, unterliegt gewissen grundlegenden Prozessen des Verhaltens; aber der gleiche Prozeß,

der in einem anderen Milieu verläuft, kann den Menschen dazu bringen, seine Fähigkeiten und Fertigkeiten zu ihren vollen Ausmaßen zu entwickeln. Sind wir all dessen auch ganz sicher? Vielleicht nicht, aber »Walden Two« kann uns dazu verhelfen, Sicherheit zu gewinnen. Selbst als Teil eines größeren Entwurfs dient ein Gemeinwesen als ein vortastendes Experiment. Die Frage ist einfach nur die, ob es funktioniert, und die Antwort ist, wie sie auch ausfällt, in der Regel klar. Ist dies der Fall, können wir unser Verständnis menschlicher Verhaltensweisen mit größtmöglicher Geschwindigkeit erweitern. Hierin liegt möglicherweise die beste Chance für uns, die wesentlichen Fragen, vor die sich die Welt gestellt sieht, zu beantworten – Fragen, die nicht die Wirtschaft und Regierung, sondern die das tägliche Leben des Menschen betreffen.

Wie aber steht es mit Wirtschaft und Regierung? Müssen nicht auch deren Probleme gelöst werden? Ich bin dessen nicht sicher. Man bedenke die folgenden wirtschaftlichen Vorschläge. Der erste stammt aus Henry David Thoreaus »Walden«: Indem wir die Masse der Güter, die wir konsumieren, herabsetzen, können wir den Zeitaufwand für unliebsame Arbeit herabsetzen. Der zweite Vorschlag scheint genau das Gegenteil zu enthalten: Wir müssen alle soviel wie möglich konsumieren, damit jeder Arbeit findet. Ich unterstelle, daß der erstere Vorschlag der vernünftiger ist, wenngleich der zweite gegenwärtig von vielen vertreten wird. Man kann in der Tat argumentieren, daß unsere Wirtschaft zugrunde ginge, wenn Amerika sich zu einem Netz kleiner Gemeinwesen umbildete. Aber etwas ist falsch, wenn man lieber das System am Leben halten will als die Art zu leben, der das System dienen soll.

Aber wie steht es mit dem Regieren? Ich trete gewiß nicht dafür ein, daß wir ohne eine zentrale Regierung vorankämen. Aber wieviel davon ist notwendig? Der größte Teil unseres nationalen Budgets geht auf die Ressorts Gesundheit, Erziehung und Wohlstand. Gesundheit? Erziehung? Wohlstand? Aber ein experimentelles Gemeinwesen wie das in »Walden Two« dargestellt ist gleichbedeutend mit Gesundheit, Erziehung und Wohlstand! Der einzige Grund dafür, daß wir ein riesiges Bundesressort dafür haben, ist, daß Millionen von Menschen sich in überfüllten und unzuträglichen Lebensräumen eingesperrt finden.

Ein weiterer gewaltiger Teil des Budgets geht an das Ministerium

für Verteidigung. Trete ich etwa dafür ein, daß wir ohne es weiterkommen? Wie können wir den Frieden auf der Welt erhalten, wenn wir nicht ein riesiges Waffenarsenal besitzen mitsamt einer Industrie, die immerzu immer gewaltigere Waffen herstellt. Aber wir haben Waffen nur, weil andere Länder sie haben; und obwohl wir uns immer von denjenigen Ländern bedroht fühlen, die militärisch ebenso stark sind wie wir, mag die eigentliche Drohung viel eher von den Ländern ausgehen, die so gut wie gar nichts haben. Ein paar hochindustrialisierte Länder können nicht für alle Zeiten der übrigen Welt gegenüberreten und gleichzeitig die Umwelt so ausbeuten und verderben, wie sie es tun. Eine Art der Lebensführung, bei der jeder nur einen fairen Anteil an den Gütern der Welt für sich in Anspruch nimmt und dabei dennoch das Leben genießt, wäre ein wesentlicher Schritt zum weltweiten Frieden. Das ist ein Modell, das leicht nachvollzogen werden könnte: es war bewegend für mich, als ein Regierungsmitglied mich aufsuchte und mir sagte, daß seiner Meinung nach Amerika aufhören sollte, den amerikanischen Lebensstil zu exportieren, dafür aber die Grundsätze von »Walden Two« exportieren sollte. Ein Staat, der auf Grund von repressiven, formalen, logischen und sozialen Kontrollen existiert, die auf physischer Macht beruhen, bewegt sich nicht notwendig im Rahmen zivilisatorischer Entwicklung; und obwohl ein solcher Staat gewiß seine Rolle in unserer Entwicklung gespielt hat, sollten wir uns doch bereit finden, auf eine andere Bühne überzuwechseln.

Angenommen, wir wissen, was zu einem besseren Leben not tut – wie sollten wir es bewerkstelligen? In Amerika pflegen wir fast unwillkürlich Wandlungen durch politische Aktion herbeizuführen: wir verabschieden Gesetze, wir stimmen für neue Führer; jedoch beginnen viele Leute sich zu wundern. Sie haben das Vertrauen auf einen demokratischen Prozeß, bei dem der sogenannte Volkswille offensichtlich mit undemokratischen Methoden gängelt wird, verloren. Und es bleibt immer die Frage offen, ob eine auf strafrechtliche Sanktionen gegründete Regierung noch zu vertreten ist, wenn wir Probleme auch ohne Bestrafungen zu lösen wissen.

Es wird ins Feld geführt, daß die Antwort Sozialismus heißen könne; aber es kann ebenso ins Feld geführt werden, daß der Sozialismus gleich dem Kapitalismus zu Wachstum verpflichtet ist, was bedeutet: zu Überkonsum und Verschwendung. Bestimmt ist Sowjet-

rußland nach fünfzig Jahren kein Modell, das wir nachzuahmen wünschen. China mag den Lösungen, von denen ich spreche, näher kommen; aber eine kommunistische Revolution in Amerika ist schwer vorstellbar. Sie wäre ein blutiger Vorgang, und immer bleibt Lenins Frage zu bedenken: Wieviel Leiden zugunsten derer, die kommen werden, darf man denen auferlegen, die da sind? Und können wir sicher sein, daß es denen, die kommen, dann wirklich besser geht? Glücklicherweise gibt es eine andere Möglichkeit. Ein wichtiger Grundsatz, der in »Walden Two« dargelegt wird, geht dahin, daß politische Aktion zu vermeiden ist. Geschichtsschreiber haben aufgehört, sich über Kriege, Eroberer und Imperien zu verbreiten, und was sie statt dessen behandeln, ist, wenn auch weniger dramatisch, weit wichtiger. Die großen kulturellen Umwälzungen haben nie in der Politik begonnen. Die großen Männer, die im humanitären Bereich Wandlungen herbeigeführt haben – Konfuzius, Buddha, Jesus, die Gelehrten und Wissenschaftler der Renaissance, die führenden Geister der Aufklärung, Marx – sie alle waren keine Politiker. Sie haben nicht in die Geschichte eingegriffen, indem sie nach Ämtern strebten. Wir brauchen nicht auf ihre Größe hinzuweisen, um von ihrem Vorbild zu lernen. Was not tut, ist keine neue politische Führerpersönlichkeit oder eine neue Regierungsform, sondern weitere Erkenntnisse über menschliche Verhaltensweisen sowie neue Wege, solche Erkenntnisse bei Entwürfen kultureller Praktiken anzuwenden.

Es wird heute weithin erkannt, daß sich in der amerikanischen Lebensart bedeutende Wandlungen vollziehen müssen. Nicht nur, daß wir dem Rest der Welt nicht mehr ins Gesicht sehen können, wenn wir die Umwelt so ausplündern und zerstören, wie wir es tun, wir können nicht einmal vor uns selbst bestehen, solange wir die Macht der Gewalt und das Chaos, in dem wir leben, hinnehmen. Die Wahl ist klar: Entweder wir tun gar nichts und erlauben einer elenden und wahrscheinlich katastrophalen Zukunft, uns zu überwältigen, oder wir nutzen unsere Kenntnisse vom menschlichen Verhalten dazu, eine soziale Umwelt zu schaffen, in der wir produktiv und kreativ leben, ohne die Aussichten aufs Spiel zu setzen, daß es den nach uns Kommenden möglich sein wird, ebenso zu leben. Etwas in der Art des Modells »Walden Two« wäre dazu kein schlechter Anfang.

Januar 1976

B. F. Skinner

## I

Eines Tages tauchte er im Eingang zu meinem Büro auf. Er trug schon keine Uniform mehr, hatte aber die lederne Bräune, die seinen Militärdienst verriet, noch nicht verloren. Er war schlank und blond und lächelte das nette unbeschwerte Lächeln dessen, der seine Abschlußprüfung bestanden hat. Er hätte irgendein beliebiger des halben Dutzends früherer Schüler sein können, an die ich mich un- deutlich erinnerte.

Er zögerte einen Augenblick wie in Habtachtstellung, streckte dann seine Hand aus und trat näher.

»Hallo, Sir!« sagte er heiter, während ich mich auf seinen Namen zu besinnen versuchte, und fügte hinzu: »Rogers, Sir. Einundvierziger.«

»Rogers, Rogers, aber natürlich!« rief ich. »Freut mich, Sie zu sehen. Nehmen Sie Platz.«

Er wandte sich zur Tür um, und ich sah, daß er einen anderen jungen Mann mitgebracht hatte, der wie er nach Wind und Sonne aussah.

»Professor Burris, das hier ist Leutnant Jamnik. Wir waren zusammen auf den Philippinen, Sir.«

Jamnik gab mir schüchtern die Hand. Er war etwas kleiner als Rogers und stämmiger gewachsen. Seine Lippen machten nicht recht mit, als er zu lächeln versuchte, und er war sich des Eindrucks, den er machte, offenbar nicht bewußt. Keiner von der Universität, dachte ich, und ein bißchen ängstlich, einem Professor gegenüberzustehen. Vielleicht hatte Rogers es ihm noch schwerer gemacht, indem er mich mit Sir anredete. Das hatte nichts mit meinem früheren militärischen Rang zu tun und war eher ein Überbleibsel aus der Schulzeit.

Ich bot ihnen Zigaretten an und stellte die üblichen Fragen. Ob sie die neuen Behelfsheime schon gesehen hätten, die Wohnwagencamps und die umgebauten Kasernen? Wie fanden sie die Quonset-Klassenräume – und so weiter. Rogers gab passende Antworten, schien aber zu einem bloßen Geplauder keine Lust zu haben. Er preßte die Hände zusammen, warf Jamnik einen raschen Blick zu und ließ

bei der ersten Gelegenheit hastig eine anscheinend vorbereitete Rede vom Stapel:

»Jamnik und ich haben in den beiden letzten Jahren viele Gespräche miteinander gehabt«, fing er an. »So über allgemeine Fragen. Wir waren auf Patrouillendienst, was immer ziemlich langweilig war, und da redeten wir dann so allerhand; und einmal kamen wir auf Ihre Idee von einer Art utopischen Gemeinwesens zu sprechen.«

Ich kann nicht recht erklären, wieso diese harmlose Bemerkung mich verblüffte. Jahrelang hatte es sich in mir festgesetzt, daß ich nicht ohne Nervosität an meine früheren Studenten denken könne. Sie erschreckten mich. Ich suchte sie zu vergessen und mied sie, wo ich konnte. Mir schien, ihre kümmerliche Entfaltung von Wissen war alles, was ich an Lehrerfolg aufweisen konnte. Und angesichts dieses Flickwerks empfand ich nicht nur keine Befriedigung, sondern ganz einfach Widerwillen.

Was mich so bekümmerte, waren die klaren Beweise, daß meine Lehrtätigkeit ihr Ziel verfehlt hatte. Ich konnte verstehen, daß junge, unbeschwerte Gemüter wohl viel von dem, was ich ihnen beibrachte, vergaßen. Aber nie konnte ich mich abfinden mit der unheimlichen Genauigkeit, mit der sie läppische Einzelheiten behielten. Wenn sie mich besuchten und wir auf die Anfangsgründe zu sprechen kamen und ich etwas anschnitt, was wir – wie ich jedenfalls annahm – zusammen erarbeitet hatten, strotzten sie vor Unwissenheit. Aber fröhlich und wortwörtlich pflegten sie mich an irgendeine smarte Antwort, die ich gegeben hatte, oder an eine improvisierte Abschweifung zu erinnern, mit der ich gelegentlich mal eine leergelaufene Unterrichtsstunde ausgefüllt hatte. Gern wäre ich einverstanden gewesen, sie allesamt in Unkenntnis der Psychologie fortleben zu lassen, wenn sie nur meine Ansichten über Schokoladen-Sodawasser oder meine amüsante Schilderung einer Episode auf einer spanischen Straßenbahn vergessen hätten.

Es ging schließlich so weit, daß ich auf dergleichen Unsinn wartete wie ein Übeltäter mit Anspielungen auf seine Untat rechnet. Und um so etwas handelte es sich jetzt. Meine Idee einer Art utopischer Gemeinschaft! Bei der Erinnerung daran gab es mir einen Stich. Ich hatte tatsächlich einmal über amerikanische Gemeinschaften des neunzehnten Jahrhunderts gesprochen. Auf der Universität hatte es

einen Sonderling namen Frazier gegeben, der sich dafür interessierte. Ich hatte ihn nicht sehr gut gekannt, hatte ihn aber reden gehört. Möglicherweise war sein Interesse Anlaß dafür, daß ich einmal daran dachte, mit Hilfe der Segnungen moderner Technik so etwas wie ein Gemeinwesen zu realisieren. Aber das lag jahrelang zurück. Hatte ich jemals zu meiner Klasse davon gesprochen? Und, guter Gott, was hatte ich denn eigentlich damals von mir gegeben?

»Sehen Sie, Sir«, fuhr Rogers fort, »Jamnik und ich, wir sind wie viele andere junge Leute heutzutage. Wir können zu keinen Entschlüssen kommen. Wir wissen nicht, was wir eigentlich wollen. Ich wollte Jura studieren, wenn Sie sich erinnern.« Ich nickte heuchlerisch. »Aber damit ist es jetzt aus. Ich habe es mit meinem Vater besprochen, und ich will es eben nicht mehr. Jamnik hat überhaupt noch keine Pläne, stimmt's, Steve?«

Jamnik nickte nervös. »Vor dem Krieg«, sagte er achselzuckend, »hatte ich einen Posten in einem Schiffahrtsbüro. Das kann man kein Plänemachen nennen.«

»Wir sehen einfach nicht, daß wir da weitermachen sollen, wo wir aufgehört haben. Warum sollte es nicht an der Zeit sein, neu anzufangen? Von Grund auf! Warum nicht ein paar Leute zusammenbringen, die irgendwo ein soziales System errichten, das wirklich funktioniert? Es gibt eine Unmenge Sachen auf dem Weg, den wir jetzt gehen, die absolut unsinnig sind – wie Sie zu sagen pflegten.« Ich zuckte zusammen, aber Rogers war zu sehr in Fahrt, um es zu bemerken. »Warum sollten wir nichts daran ändern können? Warum nicht was Neues anfangen, etwas unternehmen?«

Betretenes Schweigen.

Ich sagte hastig: »Ihr jungen Leute habt doch bis zum heutigen Tag recht gute Arbeit geleistet.« Ich bedauerte die Bemerkung, denn ich war sicher, daß Rogers solchen zivilen Schmus satt hatte. Aber wie die Dinge lagen, wollte ich ihm ein Stichwort geben.

»Es klingt komisch, Sir, aber Krieg führen ist irgendwie ganz leicht. Auf jeden Fall weiß man, was man will und was man zu tun hat. Aber heute wissen wir nicht einmal, wo wir anfangen sollen, um das Durcheinander, in dem wir stecken, in den Griff zu kriegen. Gegen wen kämpfen wir? Was für ein Krieg ist das? Verstehen Sie, was ich meine, Sir?«

»Ich verstehe es schon«, sagte ich und meinte es auch. Als der Krieg

zuende war, hatte ich mich darauf gefreut, in mein altes Leben zurückzukehren, aber ein Jahr fragwürdigen Friedens hatte keine besonderen Wandlungen gebracht. Während des Krieges hatte ich mir ein gewisses soziales Verantwortungsbewußtsein angeeignet – trotz alteingewurzelter gegenteiliger Neigung; jetzt fühlte ich mich nicht imstande, es wieder abzulegen. Mein neugewonnenes Interesse für soziale Probleme und mein guter Wille hatten keinerlei Wirkung auf die Gesellschaft, nicht den geringsten Wert für irgend jemanden; das Resultat war Niedergeschlagenheit und die Einsicht, daß alles vergeblich war.

»Viele Leute, die ebenso empfinden«, sagte ich, »gehen in die Politik.«

»Ja, ich weiß. Aber ich weiß auch noch, was Sie darüber sagten.« Abermals holte ich tief Luft. Das mußte an einem meiner smarteren Tage gewesen sein. »Damals«, fuhr Rogers fort, »verstand ich Sie nicht. Wenn ich so sagen darf, Sir, hatte ich den Eindruck, daß eine Art von Unmoralität dahinter steckte – im bürgerlichen Sinne meine ich. Aber jetzt verstehe ich Ihren Standpunkt und Steve auch. Die Politik würde uns nicht die Chancen geben, die wir brauchen. Sehen Sie, wir wollen etwas TUN. Wir möchten herausfinden, was mit den Menschen los ist und warum sie nicht zusammenleben können und immerfort kämpfen. Wir wollen wissen, was die Menschen eigentlich wollen; was sie brauchen, um glücklich zu sein; und wie sie das erreichen können, ohne andere zu betrügen. Das läßt sich in der Politik nicht machen. Da kann man keine Experimente machen. Die Politiker verbringen ihre Zeit damit, den Leuten einzureden, daß sie recht haben; aber sie müßten doch wissen, daß sie bloß herumtasten, ohne jemals etwas zu beweisen.«

Das war zweifellos Fraziers Einstellung. In Rogers junglichem Enthusiasmus war wenig, das mich an Frazier persönlich erinnerte, aber seine Argumentation war bestimmt die gleiche. In irgendeiner schwachen Stunde mußte ich die Verpflanzung vorgenommen haben.

»Warum sollen wir nicht von Grund auf in der richtigen Weise neu anfangen?« fuhr Rogers fort, beinahe ängstlich, als fühlte er sich gezwungen, mir unliebsame Fehlleistungen vorzuwerfen.

Ich verteidigte mich: »Manche sind der Ansicht, daß die Antwort im Lehren und Forschen besteht.«

»Im Forschen meinerwegen«, erwiderte Rogers rasch. »Aber, im Lehren, nein. Es ist schon richtig, die Leute anzuregen, sie zu interessieren, das ist besser als gar nichts. Aber auf die Dauer heißt das nur, den Eimer weiterzureichen, wenn Sie verstehen was ich meine, Sir.« Er hielt verlegen inne.

»Um Himmels willen, Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen«, versetzte ich. »An diesem Punkt können Sie mich nicht verletzen, da liegt meine Achillesferse nicht.«

»Was ich meine, ist: man muß die Sache selber in die Hand nehmen, wenn sie überhaupt etwas werden soll. Und nicht jemanden anders dazu anstacheln. Vielleicht kommen Sie bei Ihrer Forschungsarbeit der Antwort nahe, das kann ich nicht beurteilen.«

Ich zögerte. »Ich fürchte, die Antwort liegt in weiter Ferne.«

»Eben das finde ich auch, Sir. Es ist eine Aufgabe für die Forschung, aber nichts, was Sie auf einer Universität oder in einem Labor betreiben können. Man muß das Experiment selber machen, und zwar als Experiment mit dem eigenen Leben! Und man darf nicht irgendwo in einem Elfenbeinturm sitzen und zugucken, als ob das eigene Leben nicht darin verwickelt wäre.« Er hielt abermals inne. Vielleicht war jetzt meine Achillesferse doch getroffen.

Ich verpaßte die Gelegenheit, ihm etwas Beruhigendes zu sagen. Ich mußte an Frazier denken und wie erstaunlich gut seine Ideen die Verpflanzung überstanden hatten. Eine berufsmäßige Überlegung kam mir in den Sinn: vielleicht war dies der Test, ob jene Idee gut und innerlich beständig war. Aber Rogers Stimme unterbrach meine Gedanken: »Haben Sie mal von einem Mann namens Frazier gehört, Sir?«

Der Drehstuhl, auf dem ich, mit dem Rücken an den Schreibtisch gelehnt, saß, kippte nach vorn, und ich konnte nur durch eine rasche, ungeschickte Bewegung dem Vornüberfallen entgehen. Das muß komisch ausgesehen haben, denn ich vernahm ein unterdrücktes, mit einem Erschreckenslaut gemischtes Lachen. Ich rückte den Stuhl wieder zurecht und setzte mich auf, wobei ich nach einer Redensart suchte, um meine Fassung wiederzufinden, fand aber keine. Ich brachte mein Jackett in Ordnung. »Sagten Sie Frazier?« fragte ich.

»Ja, Sir, Frazier, T. E. Frazier. Er hat in einer alten Zeitschrift einen Artikel geschrieben, den Steve Jamnik gelesen hat. Er hat ein

Gemeinwesen gegründet, und zwar in der Art, wie Sie es mal entwickelten.«

»So hat er's also zustande gebracht«, sagte ich unbestimmt und einigermaßen erschüttert.

»Haben Sie ihn gekannt, Sir?«

»Seinerzeit, ja. Zumindest muß es derselbe Mann gewesen sein. Wir haben zusammen studiert. Ich habe zehn Jahre oder noch länger nichts von ihm gesehen oder gehört. Er war es, der ... ja, einige der Ideen, die ich Ihnen über Utopien vermittelte ... er und ich haben sie miteinander gewälzt. Im Grunde waren es überwiegend seine Ideen.«

»Sie wissen nicht, was seitdem aus ihm geworden ist?« erkundigte sich Rogers, und ich meinte Enttäuschung in der Frage zu hören.

»Nein, aber ich wüßte es gern.«

»Wir wissen auch nichts, Sir. Dieser Artikel war mehr ein Programm, er ist vor sehr langer Zeit geschrieben worden. Man hatte den Eindruck, daß er bereit wäre, anzufangen, aber wir wissen nicht, ob was daraus geworden ist. Wir dachten, es würde sich lohnen, es zu erfahren. Das könnte uns Anregungen geben.«

Ich griff nach dem Jahrbuch meiner Berufs-Gesellschaft. Frazier war nicht als Mitglied darin aufgeführt. Aber ich fand noch eine acht Jahre alte Ausgabe, und da war er verzeichnet: »T. E. Frazier«, mit- samt seinen akademischen Graden und den dazugehörigen Universitäten. Eine ständige Zugehörigkeit zu einer Universität war nicht mit aufgeführt, offenkundig hatte er das Lehramt aufgegeben, vielleicht überhaupt keins begonnen. Nach dem, was ich von ihm wußte, überraschte mich das nicht. Einmal hatte er mit einem Rotstift zu einem Zeitschriftenartikel des Rektors, den er wie einen englischen Schulaufsatz behandelte, Anmerkungen gemacht. Er hatte die Interpunktion korrigiert, die Wortstellungen verbessert und mittels Reduzierung gewisser Sätze zu logischen Symbolen eine mangelhafte Denkarbeit bloßgelegt. Dann das Ganze signiert und mit der Zensur »mangelhaft« an den Rektor geschickt.

Die Postadresse im Jahrbuch war eine Überraschung. Zu jener Zeit hatte Frazier in einem hundert Meilen entfernten Nachbarstaat gewohnt. Die Anschrift lautete: Futurum Zwei, R. D. 1, Canton.

»Futurum Zwei«, wiederholte ich langsam, nachdem ich meinen

Besuchern die Auskunft mitgeteilt hatte. Einen Augenblick waren wir still.

»Nimmst du denn an -?« sagte Rogers.

»Bestimmt!« erwiderte Jamnik, plötzlich ohne jede Verlegenheit.

»Sein Gemeinwesen! In seinem Artikel stand eine Menge über diesen Namen. Weißt du das nicht noch, Rogers?«

Mir ging ein Licht auf.

»Futurum Zwei. Futur zum zweitenmal. Klar. Und es sah Frazier durchaus ähnlich. Er wollte eine zweite Zukunft schaffen.«

Wir verstummten. Ich warf einen Blick auf die Uhr über meinem Schreibtisch. In zehn Minuten hatte ich Vorlesung und hatte meine Notizen noch nicht geordnet.

»Ich will Ihnen sagen, was ich tue«, sagte ich und stand auf. »Ich werde Frazier ein paar Zeilen schreiben. Ich kannte ihn nicht näher, verstehen Sie, aber er wird sich an mich erinnern. Ich werde ihn fragen, was los ist - wenn überhaupt was los ist.«

»Das wollen Sie tun, Sir? Das wäre großartig!«

»Wenigstens werden wir erfahren, ob Futurum Zwei noch existiert. Das Wahrscheinlichste ist, daß alles nur ein Luftschloß war und sich in Dunst aufgelöst hat. Aber wir werden ja sehen.«

»Ich glaube, Sie werden ihn dort finden«, sagte Rogers. »Dieser Artikel klang nicht nach einem Luftschloß, was meinst du, Steve?«

Jamnik dachte einen Augenblick nach wie ein Navigator, der rasch eine Berechnung anstellt. Dann sagte er ruhig: »Er wird da sein.«

## 2

Jamnik hatte recht, Frazier war da.

Und »Futurum Zwei« desgleichen - »genau nach Plan«. Frazier schrieb mit einer Selbstgewißheit zurück, die schon familiär wirkte.

»Was Ihre Anfrage betrifft«, so stand in dem Brief, »so bitte ich Sie, sechs Monate zu warten, dann sende ich einen ausführlichen Bericht. Wir bereiten eine Serie von Aufsätzen vor, die das enthalten, was Sie brauchen. Wenn Sie jedoch nicht warten mögen - und das hoffe ich -, so kommen Sie und sehen sich Futurum Zwei an, wie es jetzt ist. Bringen Sie Ihre jungen Freunde mit - wir freuen

uns immer über Besucher – und auch sonst, wen immer Sie wollen. Wir können zehn Personen unterbringen.«

Busfahrpläne für die beste Reiseroute und andere Informationen waren beigelegt.

Ich warf den Brief ungeduldig auf den Schreibtisch – seine Wirklichkeit war unheimlich aufregend. Es war noch einigermaßen belustigend gewesen, sich an Frazier als an eine interessante Figur meiner Hochschultage zu erinnern; aber etwas ganz anderes war es, jetzt plötzlich mit ihm zu tun zu bekommen. Ich fand, als bloße Erinnerung wäre er erfreulicher geblieben. Aber da lag nun sein Brief, und was nun? Ich war verärgert, in etwas hineingezogen zu werden, und bereute mein Angebot an Rogers und Jamnik, ihnen zu helfen.

Um alles noch schlimmer zu machen, vollzog sich das Abenteuer mit erschreckendem Tempo. Ich hatte Fraziers Brief kaum gelesen, da schrillte das Telefon: Rogers. Er hätte mich nicht belästigen wollen, sagte er, und hätte geduldig gewartet. Ich sah auf den Kalender und stellte fest, daß er genau die drei Tage gewartet hatte, die eine sofortige Antwort erforderte. Ich berichtete ihm von Fraziers Brief und bestellte ihn und Jamnik früh am Nachmittag in mein Büro.

Beim Mittagessen stieß ich auf Augustin Castle, einen Kollegen von der philosophischen Fakultät. Als Junggesellen, die im Club wohnten, sahen wir uns öfter, waren aber nicht befreundet, sondern nur miteinander bekannt. Ich disputierte mit ihm in der Art, wie ich vielleicht »Eine Antwort an Professor Castle« in einem Fachjournal bringen würde. Gewöhnlich sprachen wir über das Thema, das wir auf unseren verschiedenen Gebieten gemeinsam hatten, nämlich über Natur und Grenzen menschlicher Erkenntnis, wobei es eine Quelle beiderseitiger Befriedigung war, daß wir heftig und bis zur Erschöpfung gegensätzliche Meinungen verfochten. Seine Einstellungen änderten sich mit den Jahren leicht und konnten, je nachdem, mit Intuitionismus, Rationalismus oder auch, wie ich argwöhnte, mit Thomismus bezeichnet werden. Alles in allem konnte ich ihn zu meiner Erleichterung und vielleicht auch mit Herablassung »einen Philosophen« nennen.

In Anbetracht seiner Vorliebe für die Seele hatte Castle sich zu viel Körpergewicht zugelegt. Sein blühendes Gesicht war unbedeutend,

abgesehen von einem Paar scharfer Augen und einem schlecht gestutzten, schwarzen Schnurrbart. Er disputierte recht gut, wenn auch ziemlich formalistisch. Ich war ihm so häufig in seine geschickt gelegten Fallen gegangen, daß ich mir eine Standardmethode zurechtgelegt hatte, mich aus der Schlinge zu ziehen. Tiefsinnig war sie eben nicht: Ich pflegte ihn einfach zu bitten, seine Ausdrücke zu definieren. Das ärgerte ihn und entlastete mich.

Sobald wir unser Essen bestellt hatten, begann Castle über die Fortschritte zu berichten, die er bei einer »Justifikation« genannten Sache gemacht hätte. Er behauptete, daß hier die richtige Antwort auf die logischen Positivisten vorläge. Mir aber lag Futurum Zwei auf der Seele, und ich konnte keinen rechten Enthusiasmus für seine Justifikation aufbringen. Wenn ich auch kaum annahm, daß Castle Interesse dafür hätte, nannte ich den Namen Frazier und erzählte ihm meine kuriose Entdeckung seines Wohnorts. Zu meiner Überraschung zeigte Castle sich fasziniert. Es stellte sich heraus, daß er einmal Vorlesungen über Utopien von Plato, More und Bacons Neuer Atlantis bis zu »Looking Backward«\* und sogar zu Shangi-La gehalten hatte. Falls wir die Reise machen wollten und Rogers und Jamnik einverstanden wären – würde er sich uns gern anschließen. Ich dachte an Fraziers »Unterbringung bis zu zehn Personen« und lud ihn ein, mitzukommen.

Rogers und Jamnik warteten vor meinem Büro, als ich vom Mittagessen zurückkam. Sie waren nicht allein. Rogers hatte seine Verlobte Barbara Macklin mitgebracht, ein hübsches schlankes Mädchen mit schulterlangem Blondhaar. Sie hatte eine unbefangene Zutraulichkeit, die man nahezu Dreistigkeit nennen konnte. Ich glaubte mich zu erinnern, daß sie schon verlobt gewesen waren, bevor Rogers zur Marine kam – mindestens vor drei Jahren also –, armer Kerl! Ein anderes junges Mädchen, ungefähr gleichen Alters, kleiner als Barbara und nicht entfernt so gepflegt aussehend, wurde etwas salopp von Jamnik als »mein Mädchen« vorgestellt und von Rogers Mary Grove genannt.

Wir nahmen in meinem Büro Platz, die Damen auf den Stühlen, und wir anderen so bequem es eben ging auf meinem Schreibtisch und einem Tischchen. Ich las Fraziers Brief vor und ließ ihn

\* Edward Bellamy, amerik. Schriftsteller 1850–1898: Looking Backward: 2000–1887, Roman, ersch. 1888

dann herumgehen. Der Name »Futurum Zwei« und die Anschrift standen gedruckt in schwachen Blockbuchstaben am oberen Briefrand. Fraziers Handschrift war groß und fast kindlich, er hatte eine stumpfe Feder und kohlschwarze Tinte benutzt.

Rogers hatte die Bibliothek nach einem Exemplar von Fraziers altem Aufsatz durchsucht und las ihn vor. Er enthielt die Argumente, die Rogers vor drei Tagen skizziert hatte. Politische Aktion war danach zum Aufbau einer besseren Welt nutzlos, Menschen guten Willens sollten so bald wie möglich geeignete Maßnahmen treffen. Jede beliebige Gruppe konnte mit Hilfe moderner Technologie zu wirtschaftlicher Selbstversorgung gelangen, und die psychologischen Probleme des Zusammenlebens ließen sich mit geeigneten Prinzipien der Verhaltenstechnik lösen.

Ich kann mich nicht erinnern, daß einer von uns überhaupt die Frage stellte, ob wir Futurum Zwei aufsuchen sollten. Wir setzten einfach das Datum fest. Ich rief Castle an. Was ihn und mich betraf, so stand unsere einzige freie Zeit unmittelbar bevor. Es war Montag; am Mittwoch konnten wir uns für den Rest der Woche freimachen, da dieser Zeitraum für Examensvorbereitungen reserviert war. Dies erschien den anderen als großer Glücksfall, und so waren wir uns einig. Die beiden Mädchen wurden – wie mir mit gelindem Schrecken aufging – von vornherein als Mitglieder der Gruppe betrachtet.

Ich telegrafierte Frazier unsere Ankunft nebst der Bemerkung, eine Antwort sei nicht nötig, empfing aber seine Bestätigung mit dem Text »Einverstanden stop erwarte euch bus«.

Am Dienstag arbeitete ich das gesamte Examensmaterial auf, dem ich mich eigentlich während der Woche hätte widmen sollen, und fand mich am Mittwoch, einigermäßen atemlos infolge dieses ungewohnten Tempos, im Zug, Rogers neben mir, mit dem ich die Probleme dienstentlassener Soldaten erörterte. Auf dem Sitzplatz vor uns redete Castle erheblich angeregter auf Barbara ein, die ihm mit einstudierter Aufmerksamkeit zuhörte. Auf dem Platz am Gang saß Steve Jamnik, den Kopf seines Mädchens an seiner Schulter.

Futurum Zwei war etwa fünfzig Kilometer von der größten Stadt des Staates entfernt, in der wir gerade rechtzeitig für ein Frühstück eintrafen. Wir studierten die Busfahrpläne und nahmen Kaffee und Brote auf dem Bahnhof ein. Vor ein Uhr befanden wir uns

schon in den Vororten in Richtung Osten. Die Landstraße folgte dem Flußlauf, der tief in sein Nordufer einschnitt, und verlief zwischen einem Steilhang rechts und dem Flusse links neben einem schmalen Schienenstreifen.

Eine Stunde später fuhr der Bus über eine kleine Brücke und hielt dann. Wir blieben am Rande der Landstraße stehen, und der Bus fuhr knatternd davon. Jenseits der Straße sahen wir einen Kombiwagen am Straßenrand. Er war leer. Ich blickte umher, konnte aber niemanden sehen; dann ging ich auf die Brücke und sah ins Flußbett hinunter. Als ich zurückkam, rollten ein paar Kieselsteine die Uferböschung neben dem Wagen hinunter, und ich entdeckte Frazier, der sich eben aus einer Mulde erhob, in der er gelegen hatte. Er winkte grüßend mit dem Arm. »Hallo!« rief er, »kommen Sie herüber!«

Wir überquerten die Straße, und er rutschte auf den Hacken den Abhang hinunter. Er sah fast genau so aus, wie ich ihn in Erinnerung hatte. Er war nicht groß, aber ein Anzug aus weißem, waschbarem Stoff ließ ihn größer erscheinen. Er hatte sich einen kleinen Bart wachsen lassen. Der billige Strohhut, der ihm weit zurückgeschoben auf dem Kopf saß, sah aus, als stammte er aus irgendeinem Kramlädchen. Er schüttelte mir herzlich die Hand, und als ich die anderen vorstellte, begrüßte er jeden mit einem Lächeln, das trotz seiner forschenden Blicke freundlich wirkte.

Dann führte er uns zu dem Kombiwagen. »Hab grade einen kleinen Mittagsschlaf gehalten«, sagte er. »Ich dachte, Sie würden den früheren Bus nehmen. Haben sicher 'ne lausige Fahrt gehabt. Tut mir leid, daß ich Ihnen nicht bis zur Stadt entgegengekommen bin, aber wir können unsere Wagen und Laster um diese Jahreszeit nicht entbehren.«

Ich versicherte ihm, unsere Fahrt sei ganz bequem gewesen, und wir setzten uns auf die ziemlich harten Sitze. Der Wagen verließ die Hauptstraße und fuhr nach Norden am Flußlauf entlang und durch eine enge Schlucht. Dann erklimmen wir das Ostufer und tauchten mitten in einem Gebiet fruchtbaren Ackerlandes auf, das man vom Fluß her nicht hatte sehen können. Ein paar Bauernhäuser und Scheunen ragten hinter den Feldern auf, auch einige sonstige Gebäude, erdfarben und primitiv aus Stein oder Zement errichtet. Sie hatten verschiedene Flügel und Anbauten, denen man ansah, das

sie erst nachträglich und als Improvisation angefügt worden waren, und hatten unterschiedliche Höhe, je nach den wechselnden Boden-erhebungen.

Nach einem knappen Kilometer ließen wir die Schlucht hinter uns und überquerten das Fließchen auf einer schmalen Holzbrücke. Dann bogen wir von der Straße ab in einen Privatweg ein. Zur Linken wurden noch mehr Gebäude sichtbar, alle in zweckmäßiger Bauart ausgeführt, aber wie zuvor machte Frazier auch zu diesen keine Bemerkungen.

Schließlich erkundigte ich mich, was das für Gebäude seien.

Er erwiderte bloß: »Sie gehören zu Futurum Zwei.« Das war alles, was er von sich gab.

Wir fuhren durch ein Wäldchen junger Tannen und sahen zu unserer Rechten einen kleinen Teich. Dahinter erhoben sich auf der Höhe eines sanften, abgemähten Hanges und am Fuße eines bewaldeten Hügels die Hauptgebäude. Sie wirkten, von hier aus gesehen, erstaunlich weitläufig. Wir folgten nun einem gewundenen Fahrweg, der zu der niedrigsten Erhebung herauf führte; dort luden wir unser Gepäck ab, und Frazier überließ den Wagen einem jungen Mann, der schon auf uns gewartet hatte. Wir trugen die Sachen in einen Vorsaal, und Frazier brachte uns in unsere Zimmer. Sie waren alle drei gleich, ziemlich klein, aber mit großen Fenstern, die einen Ausblick auf die schöne Landschaft gewährten, die wir eben durchfahren hatten. Wir hatten die Zimmer zu je zweien zugewiesen bekommen, die Mädchen in dem einen, Rogers und Jannik in dem zweiten, und das dritte teilte ich mit Castle.

»Sicher wollen Sie sich etwas zurecht machen und ausruhen«, sagte Frazier. »Ich lasse Sie bis drei Uhr allein.« Damit entfernte er sich unvermittelt.

Castle und ich sahen uns in unserem Zimmer um. An der einen Wand befanden sich zwei Betten übereinander; die Hälfte der anderen Wand wurde von Bücherborden, einem Wandschränkchen und einem Toilettentisch eingenommen. An der verbleibenden Wandfläche hing, ein herunterklappbarer Tisch, und am Fußende des Doppelbettgestells befand sich eine Nische für Kleider. Endlich gab es noch zwei bequeme Stühle aus dickem Sperrholz von offenbar örtlichem Fabrikat. Im ganzen war der Eindruck erfreulich. Über den Betten lagen Decken aus bedrucktem Stoff, die sich recht

hübsch gegen die naturfarbenen Holzmöbel und die erdfarbenen Wände abhoben. Ein Stück gleichen Stoffes hing an einer Seite des breiten Fensters.

Wir packten rasch aus, wuschen uns im Badezimmer an der anderen Seite des Vorraums und wußten weiter nichts zu tun. Ich hatte keine Lust, mich auf dem Grundstück umzusehen, ehe ich nicht dazu eingeladen wurde. Frazier hatte nicht einmal so etwas wie »Machen Sie sich's bequem« gesagt, sondern lediglich »Ruh'n Sie sich ein bißchen aus«. Wir waren aber nicht in Stimmung, uns auszuruhen, und mich ärgerte die Art und Weise, mit der er über unsere Zeit verfügte, ohne uns zu fragen. Wir waren schließlich keine Kinder, die man nach Tisch zum Schlafen schickt. Auch irritierte mich diese dramatische Stille, sie kam mir vor wie ein Trick, der unsere Neugierde verstärken sollte. Das aber war ganz unnötig und ließ vermuten, daß Frazier unseren offenkundigen Interessen gegenüber unempfindlich war. Ich hatte nicht übel Lust, mich vor meinen Gefährten zu entschuldigen.

Mangels anderer Möglichkeiten, uns zu beschäftigen, streckten Castle und ich uns auf unseren Betten aus. Ich nahm das obere und war froh, daß die Matratze bequem war, denn ich hatte befürchtet, man würde uns eine spartanische Askese zumuten. Wir redeten ein wenig, aber ich mußte an Frazier und sein Schläfchen in der sonnigen Mulde am Straßenrand denken: das entspannte mich, und meine Verärgerung legte sich. Das Bett erschien mir immer behaglicher, und meine Antworten an Castle wurden kürzer und undeutlicher.

Eine halbe Stunde später weckte Castle mich auf und erzählte, die anderen seien schon draußen. Ich hatte fest geschlafen und wurde nur allmählich wieder munter. Fraziers Ansicht, wir wünschten gewiß zu ruhen, hatte ich jedenfalls kräftig bestätigt, aber bei diesem Gedanken kehrte eine Spur Verärgerung bei mir zurück.

Es klopfte an die Tür, und während Castle aufmachte, kletterte ich von dem Bettgestell herunter. Es war Frazier, der liebenswürdig lächelte. Aber mir war bewußt, daß ich verschlafen aussah, und mir schien, als sei sein Lächeln nicht ganz ohne Selbstzufriedenheit.

»Wir haben viel zu sehen und viel miteinander zu reden«, sagte er, als wir uns draußen versammelt hatten. »Ich schlage vor, wir lassen uns Zeit. Wir haben fünfzig bis sechzig Stunden zur Verfügung. Was meinen Sie zu einem gemächlichen Start? Wollen wir zum Teich hinunterschlendern und dann zu einem Glas Tee zurückkommen?«

Das fanden wir ausgezeichnet, vor allem den Tee, der uns für die flüchtige Mahlzeit auf dem Busbahnhof entschädigen würde. Wir überquerten auf der Südseite ein Feld, wobei wir eine große Herde Schafe umgehen mußten. Die Schafe wurden durch einen langen Strick zusammengehalten, an dem in Abständen Stoffetzen hingen und der an Pfählen gehalten wurde und so ein Quadrat bildete. Rogers ließ sich über diese primitive Vorrichtung aus, worauf Frazier antwortete: »Wir brauchen vor der Vorderseite eine abgemähte Grasfläche, aber als richtige Schafweide liegt sie zu nah am Gebäude. Sie wird zum größten Teil von den Kindern benutzt. Außerdem benutzen wir sie alle als Rasen. Und übrigens« – er wandte sich dabei besonders an Castle und mich – »können Sie sich an Veblens Analyse des Rasens in »Theorie einer Muße-Klasse« erinnern?«

»Doch, sehr gut«, erwiderte Castle. »Es sollte ein Stück ausgesuchten, aber deutlich ungenützten Weidelandes gekennzeichnet werden.« Castles Ausdrucksweise war immer präzise, aber gelegentlich machte er sich – wie hier – mit zusätzlicher Geziertheit lächerlich.

»Richtig«, sagte Frazier mit leichtem Lächeln. »Nun, das ist also unser Rasen. Aber wir benutzen ihn. Indirekt natürlich, mittels unserer Schafe. Und der Vorteil dabei ist, daß er uns nicht auffrißt. Haben Sie je mit einem Rasenmäher gearbeitet? Die stupideste Maschine, die jemals erfunden wurde, und für einen der stupidesten Zwecke, die es gibt. Aber ich schweife ab. Wir haben unser Problem durch einen transportablen elektrisch geladenen Zaun gelöst, der dazu dient, eine Schafherde wie einen riesigen Rasenmäher über den Rasen zu treiben, dabei aber das größte Stück der Fläche immer frei zu lassen. Nachts werden die Schafe über den Bach in den Stall

gebracht. Wir fanden aber bald heraus, daß die Schafe von selber in der Einfriedung bleiben, so daß wir diese nicht unter Strom zu setzen brauchen. Statt dessen haben wir dann einen Strick benutzt, den man leichter verlegen kann.«

»Und was geschieht mit den Lämmern?« erkundigte sich Barbara und sah Frazier schräg aus den Augenwinkeln an.

»Sie laufen frei herum«, sagte Frazier, »machen aber keine Schwierigkeiten und gewöhnen sich rasch daran, bei der Herde zu bleiben. Das Merkwürdige ist – das wird Sie interessieren, Burris –, daß die meisten dieser Schafe noch nie von dem geladenen Draht einen Schlag bekommen haben. Die meisten sind erst geboren, als wir ihn schon entfernt hatten. Trotzdem ist es bei unseren Schafen Tradition geworden, niemals einem Strick zu nahe zu kommen. Die Lämmer übernehmen das von den Alten, deren Autorität nie in Frage gestellt wird.«

»Wie gut, daß Schafe nicht reden«, bemerkte Castle. »Eins von ihnen würde bestimmt fragen: Warum? Der philosophische Schafskopf.«

»Und eines Tages würde der skeptische Schafskopf seine Nase doch mal an den Strick halten, wobei dann nichts passiert«, fügte ich hinzu, »und die gesamte Schafweisheit wäre bis auf die Grundfesten erschüttert.«

»Und dann«, sagte Castle, »kommt die Panik!«

»Ich hätte Ihnen sagen sollen«, erklärte Frazier nüchtern, »daß kein geringer Teil der Tradition und ihrer Macht auf dem Wächter beruht, den Sie dort unten sehen.« Damit deutete er auf einen wunderschönen Schäferhund, der uns aus respektvoller Distanz beobachtete. »Wir nennen ihn den Bischof.«

Wir gingen schweigend weiter, aber Castle tat beunruhigt. Zögernd sagte er: »Also bleibt die Frage der relativen Verdienste der Elektrizität und des göttlichen Zornes.«

Frazier war belustigt, aber nur kurz. »Außer den Hügeln auf der anderen Flußseite«, sagte er, »gehört alles Land, das Sie von hier aus sehen, zu Futurum Zwei. Wir sind nicht ganz so wohlhabend, wie es den Anschein hat, denn unser Gebiet wird an drei Seiten von bewaldeten Hügeln begrenzt, die uns die Aussicht versperrern. Wir haben es alles auf Schätzungen hin gekauft. Es standen sieben oder acht Farmen zur Verfügung, die alle schwer heruntergewirtschaftet

– und drei sogar ganz aufgegeben waren. Die Straße durch die Schlucht verläuft über den Hügel zu ein paar Grundstücken auf der anderen Seite. Es ist eine öffentliche Landstraße, aber wir halten sie instand, und die anderen Straßen haben wir erst angelegt.«

Wir hatten uns anfangs um Frazier gruppiert und ihm so gut zugehört, wie es das Gehen erlaubte. Steve und die beiden Mädchen blieben bald etwas zurück; sie zogen offenbar den Anblick der Landschaft den etwas anstrengenden Reden Fraziers vor. Als wir an dem Teich anlangten, blieb Frazier stehen, um unsere Gruppe wieder zu sammeln.

»Der Teich hier ist unser eigenes Werk«, sagte er nach einer Weile. »Er absorbiert einiges Sumpfgebiet und speichert Wasser für Dürrezeiten auf. Wie Sie sehen, gibt es da auch ein paar Enten, mehr für die Kinder als für sonstwas, obgleich gelegentlich auch mal eine in den Kochtopf kommt.« Wir gingen auf einen kleinen Bootsteg am Wasserrand zu.

»Einer unserer Mediziner interessiert sich für den Teich. Er hat ihn ganz hübsch in Ordnung gebracht. Zuerst war das Wasser braun und schmierig, jetzt ist es, wie Sie sehen, ganz klar.« Frazier hob ein Ruder aus einem Flachboot, das am Steg vertäut war, und tauchte es tief ins Wasser. Es blieb in ganzer Länge sichtbar. Gleich darauf erlebten wir noch eine andere Vorführung, als eine Gruppe von sechs bis acht jungen Leuten, die uns gefolgt war, am Teiche anlangte. Sie zogen sich in einem Dickicht, das eigens dazu angelegt schien, aus, liefen auf den Steg und sprangen kopfüber ins Wasser, wobei ihre bunten Badesachen unterm Wasser leuchteten. Wir sahen ihnen zu, wie sie auf ein kleines Floß zuschwammen, und Frazier sprach weiter. Er zeigte uns die Nutzgärten jenseits des Dammes, ein Tannenwäldchen, das vor fünf Jahren gepflanzt war, um die Werkstätten von den Wohnvierteln zu trennen, und eine Reihe Birken, die die Nutzgärten von der Schafsweide absonderten und gutes Feuerholz abgaben. Er redete über belanglose Sachen, tat das aber offenbar ganz absichtlich. Jede seiner Bemerkungen schob er gleichzeitig als beiläufig beiseite. Dennoch war ein Ton von Begeisterung, ja, sogar Leidenschaft in seiner Stimme. Er liebte die simplen Tatsachen. Praktiken und Tricks mit der Natur faszinierten ihn.

Nachdem wir den Damm und das Schleusentor besichtigt hatten,

forderte Frazier uns auf, umzukehren. Wir wanderten am Rande des Teiches zurück und folgten dem sogenannten Oberbach in Richtung auf das letzte, östlich gelegene Gebäude. Dabei kamen wir an einem großen duftenden Minze-Beet vorbei, das nahe dem Wasser auf feuchtem Boden angelegt war. Ein ländlicher Zaun aus geflochtenen Zweigen trennte es von der Schafsweide.

»Keine Minze für die Lämmer?« erkundigte sich Castle.

»Die werden unter günstigeren Bedingungen im Eßsaal zusammengebracht«, versetzte Frazier trocken.

Alle Hauptgebäude kamen jetzt in Sicht. »Was ist das für ein Baumaterial?« fragte ich. »Beton?«

Frazier hatte seine eigene Erklärungsmethode. »Wir haben die alten Bauernhäuser als Wohnquartiere benutzt, bis wir das originelle Ding errichten konnten, das Sie da links sehen«, sagte er, als hätte ich gar keine Frage gestellt. »Einige waren noch nicht baufällig genug, um sie abzureißen. Da gibt es in der Nähe des Flusses ein nettes altes Steinhaus, das wir als Steinbruch benutzt haben. Die ursprünglichen Scheunen sind noch in Gebrauch, außer einer, die an der Stelle unseres modernen Meiereischuppens gestanden hat. Die Hauptgebäude haben wir natürlich selber errichtet. Das Material ist gepreßter Lehm, nur einige der Mauern sind aus Steinen, die aus dem alten Steinbruch da drüben stammen. Die Kosten waren phantastisch niedrig, wenn man nach Rauminhalt berechnet, wie es die Architekten machen, oder, was wichtiger ist, nach dem Leben, das sich drinnen abspielt. Unser Gemeinwesen hat zur Zeit fast tausend Mitglieder. Wenn wir nicht die Wohngebäude benutzten, die Sie da vor sich sehen, müßten wir in etwa hundertfünfzig Häusern wohnen und in hundert Büros, Läden, Werkstätten und Speichern arbeiten. Das hier bedeutet eine enorme Vereinfachung und Verbilligung an Zeit und Geld.

Wir waren bei einer Anzahl kleiner Tische und Bänke angelangt. Sie schienen für Mahlzeiten im Freien bestimmt, aber später entdeckten wir, daß sie bei Unterrichtsstunden benutzt wurden. Frazier setzte sich auf eine der Bänke mit dem Rücken zum Tisch, auf den er die Ellbogen stützte. Die Mädchen ließen sich neben ihm nieder, und wir übrigen setzten uns auf die Erde.

»Ein Vorteil des Gemeinschaftswohnens«, sagte Frazier, »ist, daß wir es mit dem Wetter aufnehmen können. Wenn Sie sich erinnern,

Edward Bellamy versuchte es: die Straßen seiner Zukunftsstadt sollten bei Regen überdacht werden\*.

»War es nicht H. G. Wells«, warf Castle ein, »der den Vorschlag machte, künftig Städte in riesigen Höhlungen anzulegen, wo man das Wetter je nach Bedarf selber machen könnte\*\*?«

»Das hatte ich vergessen«, sagte Frazier leicht indigniert. »Das technische Problem ist natürlich schwierig, wenn man sich ein Gemeinwesen vom Umfang einer ganzen Stadt vorstellt. Wie ich aber eben sagen wollte, Bellamy war mit der Erfindung überdachter Straßen seiner Zeit voraus, obwohl die Idee schon mit den Marquisen und Baldachinen reicher Leute vorweggenommen ist. Er scheint aber doch noch nicht ganz realisiert zu haben, was die Kontrolle über das Wetter bedeutet. Außer bei besonders günstigen klimatischen Bedingungen, die für uns alle hier ja nicht gegeben sind, ist es immer noch nötig, sich mit einer Regenhaut, einem oder mehreren Mänteln, einem Regenschirm, Gummischuhen, Handschuhen, Hüten, einem Schal, vielleicht Ohrenklappen auszurüsten, abgesehen von allem möglichen Unterzeug. Und trotz alledem werden wir immer noch naß und holen uns Erkältung und Grippe.«

»Gräßliche Aussicht!« rief Barbara.

»Aber eine richtige. Und bloß der Anfang. Nur wenn wir das Wetter überwinden oder in ein besseres Klima umziehen, wird uns klar, wie es uns tyrannisiert. Kein Wunder, daß der »Neue Mensch« begeistert ist! Er vollzieht eine neue Geburt der Freiheit. Wie oft hat er sich mit einer schrecklichen Nacht herumschlagen, auf seine Freunde, einen Theaterbesuch, eine Party verzichten müssen!«

Ich fand, daß Frazier zu sehr dramatisierte, und sagte: »Gut, aber was tun Sie denn nun hier bei Regen, außer Sie lassen es eben regnen?«

»In einem Gemeinwesen dieses Umfangs«, fuhr er ungerührt fort, »empfahl es sich, alle Zimmer mit den Gemeinschaftsräumen, den Eßsälen, dem Theater, der Bibliothek zu verbinden. Sie können aus der Gesamtanlage ersehen, wie wir das gelöst haben. Unsere sämtlichen Zusammenkünfte und Veranstaltungen, unsere Mahlzeiten und persönlichen Vorhaben finden genauso statt, wie sie geplant sind, ohne daß wir ins Freie zu gehen brauchen.«

\* s. Fußnote S. 21

\*\* H. G. Wells, engl. Romanschriftsteller, 1866–1946: A modern Utopia, 1905 ersch.

»Und was ist mit dem Weg zur Arbeit?« fragte Rogers.

»Die Arbeit außer dem Haus bildet eine Ausnahme. Bei schlechtem Wetter fahren uns unsere Lastwagen zwischen den Wohnquartieren und den Werkstätten hinter dem Tannenwäldchen hin und zurück.«

»Aber ich«, warf Barbara ein, »bin gern bei schlechtem Wetter draußen und gehe im Regen spazieren.«

»Sicher!« sagte Frazier und stand auf. »Bei der richtigen Sorte Regen und zur richtigen Zeit! Ein schöner Regen ist etwas, das man als Würze und Genuß empfinden kann. Aber ich wette, daß Sie nicht jede Art schlechten Wetters genießen.« Er lehnte sich zurück, als wollte er seine Darlegungen wieder aufnehmen.

Barbara sagte: »Ein klarer kalter Tag?« Offenbar wollte sie nur Fraziers Aufmerksamkeit fesseln; er reagierte verärgert.

»Ich rede von rauhem Wetter. Wetter von der unangenehmen, widrigen Sorte«, sagte er kurz.

Sein Tonfall störte Barbara nicht. »Dieser lange Korridor mit den vielen Fenstern, ist es das, was Sie meinen?« fragte sie. Sie nahm eine Zigarette aus ihrer Dose, und Frazier tastete seine Tasche vergeblich nach einem Streichholz ab. Barbara hielt ihm ihre Schachtel hin, er zündete ein Streichholz an und bot ihr ungeschickt Feuer.

»Dies hier nennen wir »die Leiter«, sagte er, wieder heiterer. »Sie verbindet die Kinderräume mit den Sälen. Sie hieß eigentlich die Jakobsleiter – auf der alle die kleinen Engel auf und nieder schweben, Sie wissen doch. Unsere Architekten haben rechtzeitig etwas mehr als einen einfachen Korridor daraus gemacht. Soviel Platz wollten sie einer einzelnen Funktion nicht einräumen, und teilten ihn daher in eine Reihe von Absätzen und Nischen für Tische, Stühle und Bänke auf. Glänzende Aussicht von hier. Zu dieser Tageszeit kommen hier Gruppen zum Tee zusammen, und morgens findet eine Art verlängerte Kaffeestunde statt. Manche bringen ihr ganzes Frühstück hierher. Immer herrscht hier Leben. Aber das kommt erst als nächstes dran«, unterbrach er sich und stand von seiner Bank auf, »wozu also soll ich Sie jetzt damit langweilen?«

Ich meinte die Antwort darauf zu wissen, hielt aber den Mund.

»Wer waren Ihre Architekten?« fragte Rogers, während wir über das Feld auf den Fuß der »Leiter« zuschritten. »Waren das Mitglieder Ihres Gemeinwesens?«

»Sie gehörten zu den allerersten; aber Seniorität zählt bei uns überhaupt nicht. Es war ein junges Ehepaar, das sich für moderne Bauweisen interessierte und bereit war, innerhalb der Grenzen unserer anfangs bescheidenen Mittel zu arbeiten. Es läßt sich kaum ermessen, wieviel sie zu Futurum Zwei beigetragen haben.«

»Was haben sie denn jetzt zu tun?« fragte Castle. »Sie müssen ihren eigentlichen Beruf aufgegeben haben.«

»Keinesfalls«, erwiderte Frazier. »Sie wirken auch als Innenarchitekten, besonders auf dem Gebiet billiger moderner Möbel, die serienweise produziert werden könnten. Unser blühendster Erwerbszweig ist die Herstellung einiger aparter Stücke aus ihren Entwürfen.«

»Aber sie haben doch aufgehört, in des Wortes genauer Bedeutung Architekten zu sein«, beharrte Castle. Er schien es darauf anzulegen, den Finger auf so etwas wie persönliche Opfer für das Gemeinwesen zu legen.

»Das würden Sie nicht sagen«, erwiderte Frazier, »wenn Sie sie jetzt sähen. Sie hatten beruflich einige magere Jahre, aber es hat sich gelohnt. Bedenken Sie, daß wir Futurum Zwei ganz allmählich aufbauen mußten. Noch immer haben unsere Quartiere Mängel. Aber stellen Sie sich vor, was es für einen Architekten bedeutet, ein größeres Gemeinwesen als Ganzes zu entwerfen.«

»Und das tun sie also jetzt?« fragte Barbara.

»Ich verspreche, Ihnen das zu gegebener Zeit zu berichten«, sagte Frazier geheimnisvoll. »Ich werde dafür sorgen, daß Sie die Architekten kennenlernen, und es ist nur fair, wenn ich ihnen das Vergnügen lasse, Sie in Erstaunen zu setzen.«

»Die Bourgeoisie in Erstaunen setzen!« flüsterte ich Castle zu, aber er schien meine Skepsis nicht zu teilen. Er schien im Gegenteil überzeugt. »Nehmen Sie etwa an, sie bauen etwas anderes?« gab er zurück.

#### 4

Entlang dem Korridor, der »Leiter«, erstreckte sich eine ununterbrochene Reihe von Blumen über uns, bis eine leichte Biegung des Ganges die Sicht abschnitt. Sie wuchsen in großen Kästen, die die

Nischen trennten und von unserem Standort aus wie übereinander gestapelt wirkten. Kurze Treppenschichten liefen an der fensterlosen Nordwand entlang, an der viele Bilder hingen.

Der Korridor wies eine recht annehmbare Bildergalerie auf. Für meinen Begriff bot sie nicht überall die beste Sicht, aber die Lichtverhältnisse waren gut. Die Künstler waren alle unbekannt, aber ihre Arbeiten ausgezeichnet. Frazier bemerkte mein Interesse und schien besorgt, daß sich sein vorgenommener Plan dadurch ändern könne.

»Morgen«, sagte er betont, »haben wir Zeit, die künstlerische Betätigung in Futurum Zwei zu besichtigen. Sie können sich vorstellen, daß die Künste hier gedeihen.« Damit drängte er weiter.

Ich fand, daß dies ein bißchen Widerstand herausforderte, und hielt nur gemächlich Schritt mit ihm, indem ich öfter stehen blieb, um das eine und andere Bild genauer zu betrachten. Sie waren erstaunlich vital und frisch, verschiedenen Stils und fast ausnahmslos gekonnt. Ich hatte manche professionellen Ausstellungen gesehen, die technisch weit weniger interessant und anregend waren.

Plötzlich war ich von einer Gruppe Männer und Frauen umringt, die sich in zwei der Nischen zueinander gesellten. Einer, der mich für einen der ihren hielt, nahm mich am Arm und schob mich zu einer reizenden jungen Frau, die mir neben sich auf der Bank vor einem der Blumenkästen Platz machte. Ich stammelte einen Protest, aber sie lächelte ermunternd, so daß ich mich schweigend setzte. Sie machte irgendeine Bemerkung, von der ich nur noch weiß, daß sie freundlich und gescheit war; ich konnte sie zur Erwiderung nur ansehen. Sofort überfiel mich das archetypische Thema eines Alldrucks. Ich sah mich am Pult eines weltbekannten Orchesters, klopfte mit dem Dirigentenstab an den Pultrand und schickte mich an, das Zeichen zum Einsatz zu geben, wobei ich mich verzweifelt darauf zu besinnen suchte, was gespielt werden sollte. Oder ich war ein Schauspieler, der seine Rolle monatelang fleißig geübt hatte und, als der Vorhang sich hob, auf einer falschen Bühne stand.

Ich mußte minutenlang benommen dagesessen haben, konnte mich nicht rühren, dachte aber schnell. Ich versuchte mich selber zu befreien. Die Szene war doch entzückend. Die Leute waren reizend. Ihre Unterhaltung hatte so viel Maß und Schwung, wie man es weit eher in Erzählungen als in der Wirklichkeit findet. Sie waren höf-